

# Gruppenbild mit Pechvögeln

Der in Straßburg geborene Dichter und Schriftsteller Jürgen Theobaldy hat in Mannheim eine rebellische Kindheit und Jugend gelebt. Seit Jahrzehnten ist er Wahl-Schweizer. „Sonntags Kino“, hieß sein erster literarischer Erfolg, 1978 erschienen. An seinem neuen Buch hat er zehn Jahre gearbeitet. In „Geschichten im Vorübergehen“ erzählt er von Helden, die mitten im Leben aus dem Takt geraten sind.

VON MICHAEL BRAUN

Es sind keineswegs immer nur die unerhörten Begebenheiten, die uns aus der Bahn werfen und verwundert auf die Rätsel des Daseins schauen lassen. Es genügen schon die gewöhnlichen Stolperfallen des Alltags, die angebliche Heimtücke der Nachbarn und die Slapsticks zwischen Büro, Küche und Bett, die uns als Verschwörung erscheinen und den Weg ins Glück versperren. Von solchen existenziellen Störmanövern und Urszenen des Ungeschicks handelt das neue, meisterliche Prosabuch des Schriftstellers Jürgen Theobaldy. Der 1944 in Straßburg geborene Autor hat in Mannheim eine rebellische Kindheit und Jugend verbracht, die er schon 1978 in seinem damals im Rotbuch Verlag erschienenen Roman „Sonntags Kino“ aufleuchten ließ.

Nach seinen ersten großen Erfolgen als Dichter der „Neuen Subjektivität“ geriet Theobaldy Mitte der 1980er Jahre in eine schriftstellerische Krise. 1984 entzog er sich schließlich den Ränkespielen des deutschen Literaturbetriebs und ging in die Schweiz, wo er seither als Protokollant im Bundeshaus in Bern arbeitet, bis er 2010 in Rente ging. Je älter der Dichter wurde, desto mehr gelang es ihm, lyrische Direktheit und Grazie poetisch zu verbinden. Die literarischen Veteranen der 68er Generation waren im neuen Jahrtausend aber immer weniger gefragt. So fanden auch einige großartige Bücher, so etwa sein vieldeutiger funkelnder Roman „Trilogie der

nächsten Ziele“ aus dem Jahr 2003, außerhalb der Schweiz nur noch wenig Beachtung.

An seinem neuen Projekt, einer Sammlung von 68 Mini-Novellen, Kurzgeschichten, Momentaufnahmen und Vignetten, hat Theobaldy über ein Jahrzehnt gearbeitet. Die ersten Texte dieser Art veröffentlichte er 2009 in der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ unter dem Titel „Kalendergeschichten“ – eine Anspielung auf die gleichnamigen Erzählungen von Johann Peter Hebel. Nicht zufällig enthalten nun auch Theobaldys fabelhafte „Geschichten im Vorübergehen“ eine emphatische Reminiszenz an Hebel. Wie dieser vermeidet auch Theobaldy das sensationslüsterne Fabulieren. Vielmehr bezeugt er seinen Helden in kunstvoll gebauten Sätzen Respekt.

Die Helden dieser „Geschichten im Vorübergehen“ geraten mitten in den Routinen ihrer alltäglichen Lebenswelt plötzlich aus dem Takt, verstricken sich in Zwangslagen und stolpern von Desaster zu Desaster. An Bushaltestellen, vor einem Kiosk, an einer Baustelle, in nächtlich durchwanderten Gassen der Bundesstadt Bern oder in abgelegenen Spelunken gerät ihr Leben aus den Fugen. Es sind meist notorische Pechvögel, die trotz ausgeklügelter Lebenspläne dem großen Scheitern entgegengehen. So auch der Betreiber eines feinen Stehimbisses, der in den äußeren Quartieren einer Schweizer Großstadt monatlang vergeblich um Kunden wirbt und nach immer verzweifelteren



Dichter/innen unter sich: Nadia Küchenmeister, Johann Lippet, Jan Koneffke, Hans Thill, Leta Semadent und Antonio Rossi. Jürgen Theobaldy sitzt 2006 vorne rechts im Garten des Künstlerhauses Edenkoben.

FOTO: VHGRAFIK

Werbeaktionen den finalen Abgang vorbereitet. Oder wie der „Unfallmaler“, der nach drei Dutzend haarsträubenden Verkehrsunfällen in den Verdacht gerät, selbst diese le-

bensbedrohlichen Kollisionen herbeigeführt zu haben. Selbst Virtuosen im eigenen Fach, wie der Rekord-sprinter, der jahrelang an einer optimalen Starttechnik arbeitet, sind hier

von Einsturz ihres Lebensgebäudes bedroht. Der ehrgeizig seine Karriere vorantreibende Läufer („Laufende Legende“) verkürzt jedenfalls seine Laufstrecke immer weiter, bis am En-

de der Startschuss und der Zieleinlauf zusammenfallen. Einige der Geschichten voller unverschuldeter Missgeschicke weiten sich zu Meistererzählungen des Unheils. Der Bericht von den Erlebnissen des Stadtneurotikers Hans B. etwa, der in einem Kaufhaus einen Fahrstuhl betritt, um alsbald haltlos allerlei Entgrenzungen ausgesetzt zu sein, ist eine großartige Fortschreibung von Friedrich Dürrenmatts Erzähltschocker „Der Tunnel“.

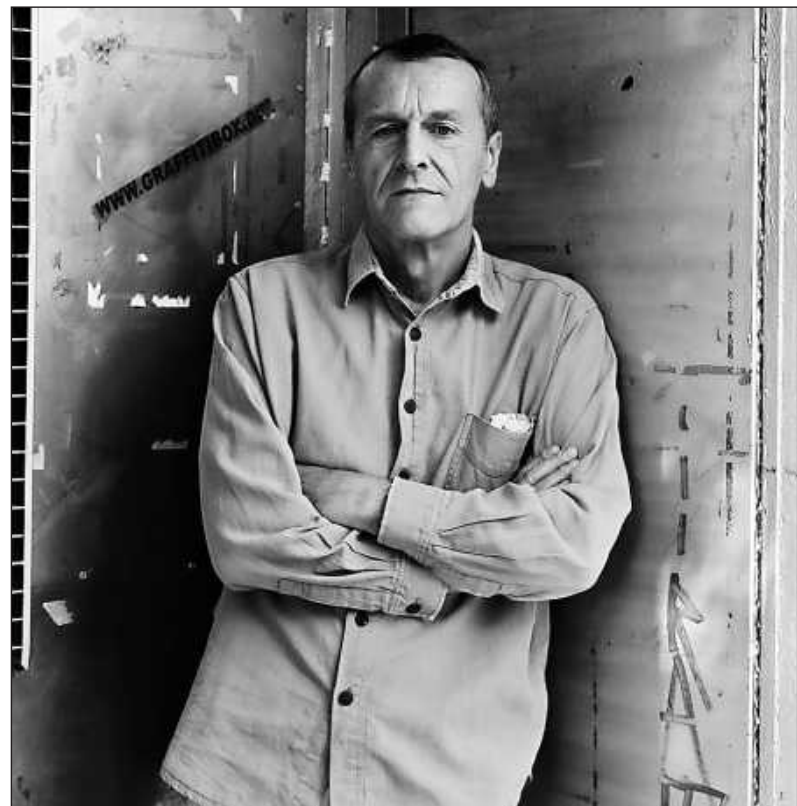
Theobaldy erhöht den Reiz seines Erzählens, indem er auf jedes Psychologisieren verzichtet und stattdessen die kontemplative Haltung des Hebelschen Chronisten beibehält. Und so reaktiviert Theobaldy im Grunde auch das Weltgefühl seines jugendlichen Helden Riko aus „Sonntags Kino“. Als kleines Kind, erklärte Riko dort, habe er sich einmal vor einem Denkmal „vom Arm der Mutter losgemacht“, um „alles genauer zu untersuchen“. Und am Ende der Suche festzustellen: „Es gab kein Rätsel, und ein Geheimnis war einfach nicht da.“ Dieser Art von Wahrheitssuche ist auch der Erzähler der „Geschichten im Vorübergehen“ treu geblieben: Er untersucht die Dinge in ihrer zarten Empirie und gelangt zum Kern der jeweiligen Geschichte, indem er so genau wie möglich hinschaut.

## LESEZEICHEN

Jürgen Theobaldy: „Geschichten im Vorübergehen“; Verlag Die Brötzuppe, Biel/Bienne; 272 Seiten, 26 Euro.

# Vom „Startup-Hippie“ zum Quasselgreis

Bernd Cailloux Alt-68er-Roman „Der amerikanische Sohn“ ist morbide, aber lustig – Wie schade, dass er immer noch als respektierter Geheimtipp gilt



Akribischer Wortarbeiter: Bernd Cailloux.

FOTO: ISOLDE OHLBAUM

VON THOMAS SCHAEFER

The Times They Are a-Changin‘ – die Formel, die früher mal Verheißung war, gibt schon lange Anlass zu Sorge, Trauer oder Trotz. Zumindest für Vertreter jener optimistischen Generation, welcher der berühmte Dylan-Song von 1964 als eine programmatische Hymne galt.

Für Leute wie den 1945 in Erfurt geborenen Bernd Cailloux, der im ominösen 68er-Jahr mit zwei Genossen eine Existenzform fand, die er heute „Startup-Hippie“ nennt: In einer Zeit, in der Rockkonzerte und Festivals zu boomen begannen, kopierten sie Lightshows mit zwei Strobooskop-Anlagen, gründeten eine Firma, reüssierten und zerstritten sich.

Cailloux war fortan kein Unternehmer mehr, sondern wurde zunächst Journalist und schließlich ein Autor, der in seinen vorwiegend autobiografischen Büchern, vor allem 2005 mit „Das Geschäftsjahr 1968/69“, seine Lebensgeschichte durchaus selbstkritisch gebrochen darstellt, auf ihren Werten jedoch konsequent beharrt.

Denn mit der Art und Weise, in der sich die Zeiten ändern, ist dieser

Alt-68er überhaupt nicht einverstanden

Das wurde zuletzt 2012 in seinem Roman „Gutgeschriebene Verluste“ deutlich, in dem er sich als 60-jährigen „Übriggebliebenen“ im sich wandelnden Berlin porträtiert, das setzt sich fort im neuen Roman.

Der namenlose Ich-Erzähler ist, was Wunder, noch älter geworden – und „mit weiteren zehn Jahren auf der Uhr wurde der Protest gegen die Misère zu einer ins Leere gegrummelten Anklage“.

Dennoch verteidigt er hartnäckig seinen Lebensstil: Er wohnt immer noch allein in seiner alten Kiezwohnung, trifft die Kumpans in der Kneipe, bastelt an seinen Texten und hängt den alten Zeiten nach, wohl wissend, dass die so ganz prächtig nicht waren. Unter den Spätfolgen seines Drogenkonsums leidet der Held immer noch, dass sich hinter politischem Idealismus nur zu oft Materialismus verbarg, hat er selbst erfahren, lediglich die vielen Frauengeschichten scheinen auch in der Erinnerung noch zu wärmen und werden ein wenig zu heroisch verklärt. Schade nur, dass sie vorbei sind.

Eine davon hatte Folgen: mit Ni-

na, einer „höchst eigenwilligen Lady“, hat der Erzähler einen Sohn gezeugt, kurz danach ist Nina erst nach Jamaika ausgewandert, dann in die USA. Dass der Erzähler mit dem Thema Vaterschaft immer unangenehmer konfrontiert wird, liegt natürlich auch am Alter: Während in seinem Umfeld immer stolzer vom erwachsenen Nachwuchs geschwärmt wird, sieht er sich mit der Frage konfrontiert, ob sein „radikal geführtes Solistenleben“ am Ende nicht ziemlich sinnlos war und die drohende Alterseinsamkeit nicht der Preis ist „für den Mangel an Ernst, das Versagen, für den als Individualismus getarnten, permanenten Selbstgenuss“.

Als ihn eine Kulturstiftung zu einem New-York-Aufenthalt einlädt, bietet sich die Chance, den Sohn endlich mal kennen zu lernen. Ob es zu dieser Begegnung kommt, lässt der Roman bis zum Schluss offen. Bis dahin treibt sich der Vater „in multi-morbider Körperverfassung“ in New York rum, auch hier auf den Spuren seiner Vergangenheit, der diversen USA-Reisen. Auch hier registriert er die Menetekel sich ändernder Zeiten: Gentrifizierung, „luxuriöse Verödung“.

Der Charme des Romans besteht in seiner zu Herzen gehenden, aber auch sehr unterhaltsamen Gefühlsmelange: Zorn auf die neoliberale Moderne, wehmütiges Gedenken an die Aufbruchstimmung von einst, und nach wie vor der zitierte Mangel an Ernst, der alles erträglich macht. Wenn sich der „becketsche Quasselgreis“ auf dem Flug nach Kalifornien, wo sein Sohn lebt, mit jungen Silicon-Valley-Vertretern unterhält, wird seine Veteranenperspektive selbstironisch relativiert.

Bernd Cailloux ist ein wunderbarer Autor, der einen flapsigen Ton anschlägt, welcher der um Lässigkeit bemühten Haltung des Erzählers entspricht, hinter dem sich aber der konzentrierte Ernst eines präzisen Wortarbeiters verbirgt, der uns mit Sätzen beschenkt, die aphoristische Charakter haben. Deshalb ist dieses vielschichtige Alterswerk zeitlos, deshalb ist zu wünschen, dass Cailloux endlich mehr Geltung zukommt als einem respektierten Geheimtipp.

## LESEZEICHEN

Bernd Cailloux: „Der amerikanische Sohn“; Roman; Suhrkamp, Berlin; 224 Seiten, 22 Euro.

# Knappe Sätze nicht nur für Jogi Löw

Das Motto der deutschen Fußball-Weltmeistermannschaft von 2014 stammt von ihm, jetzt hat Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger einen neuen Aphorismen-Band vorgelegt

VON UDO SCHÖPPER

Ein Mann überwindet Grenzen: Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger hat schon 15 Bücher veröffentlicht. Darunter einige Fachbücher, in seinem ureigensten Bereich, der Chemie, aber auch in der Aphoristik war er sehr aktiv und munter unterwegs. Sein neues Buch „Aphorismen“, Aphoristische Definitionen, ist in sprachlicher Hinsicht vielleicht sein beeindruckendstes. Erschienen ist es im angesehenen Verlag Königshausen und Neumann.

Auf den ersten Blick haben die Chemie und die Sprache nicht viel gemein. Oder? Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger aus Bad Dürkheim, Chemiker im Ruhestand und früher unter anderem Forschungsleiter bei der BASF in Ludwigshafen, beweist uns locker und auf sehr spielerische Art das Gegenteil.

In der Chemie verbinden sich die Atome, in der Sprache reihen die 80-jährige Worte und Silben aneinander, kombiniert sie zu „WortSinnThesen“. Und wie er das tut! Was für eine Experimentierfreude, was für eine Fantasie. Der Konsum wird bei ihm zum KaufkraftSport. Ein kritischer Gourmet ist bei ihm ein Feinschmecker. Hier geht es also (unter anderem) um Aphorismen, aphoristische Defini-

tionen. Heben wir doch einmal Teile seines kostbaren Wortschatzes.

Adam: stellt sich an wie der erste Mensch.

Almläuten: Muhsik.

Bankenrettung: save our safes.

Miedertracht: weibliche Bösartigkeit.

Engel: Gottes Airforce?

Grippeviren: leben von der Hand in den Mund.

Auf über 300 Seiten reiht der Kreative aus Bad Dürkheim einen Einfall an den anderen, man muss schmunzeln, ist verblüfft ob all der sprachlichen Überraschungen. Blicken wir zurück. Was bedeutet denn „Aphorismus“?

Das sind knappe Sätze, die mit einer Aussage auf den Punkt kommen. Sie gehen ursprünglich auf den griechischen Arzt Hippokrates zurück. Auch heutzutage, klar, schmücken sie noch Kalender. Georg Christoph Lichtenberg galt mit seinen „Sudelbüchern“ (ab 1764) lange als Maß aller Dinge. Die französischen Moralisten gaben Anleitungen zu einem moralischen Handeln, Karl Kraus hatte in seinen Pointen einen sozialkritischen Ansatz, der große Elias Canetti rätselte – und anderem – über den Tod. Ambrose Bierce hat mit „Des Teufels Wörterbuch“ (1911) die Definitions-

Aphorismen zu einem ersten Höhepunkt geführt. „Der Mensch braucht knappe Anweisungen. Schauen wir auf die zehn Gebote. Du sollst nicht töten. Du sollst nicht die Ehe brechen. Das sind ganz klare, präzise Formulierungen“, erläuterte Quadbeck-Seeger. Bei dem Sprachkrobaten schlagen die Worte Purzelbäume, er schreitet ein weites Feld ab, nutzt gerne auch mal die eine oder andere englische Vokabel. Das ist fast immer gelungen, nie platt, stets geistreich.

Reklame: Make-up für Produkte  
Schlaf des Trinkers: Durststrecke  
Zwischen den Stühlen: Bester Platz für ein Fettnäpfchen  
Zwillinge: Ergebnis einer Überzeugung.

Längst hat sich der 80-Jährige in dem kleinen, überschaubaren Kreis der Aphoristiker einen Namen gemacht. Ein bisschen bekannt wurde er im Jahr 2014, als der damalige Assistent von Fußball-Bundestrainer Joachim Löw, Hansi Flick, das Motto der deutschen Mannschaft vor der Weltmeisterschaft in Brasilien unweit des Campo Bahia mit einem Satz von Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger umschrieb. Dieser Satz lautete: „Ein guter Anfang braucht Begeisterung, ein gutes Ende Disziplin.“ Wie wahr,

wie wahr. Zeit seines Lebens hat sich Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger mit dieser sprachlichen Kunstform beschäftigt, eigentlich schon, seit er mit 17 Jahren auf Arthur Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit stieß.

Durch einen Klassenkameraden hatte er früh Zugang zu einer exquisiten Bibliothek, der Vater des Jungen erlaubte dies. „Ich habe das Buch nie angestrebt. So ein Buch wächst über viele Jahre. Ich liebe die deutsche Sprache abgöttisch. Und hie und da kommt dann auch mein ostpreussischer Humor durch“, sagte Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger.

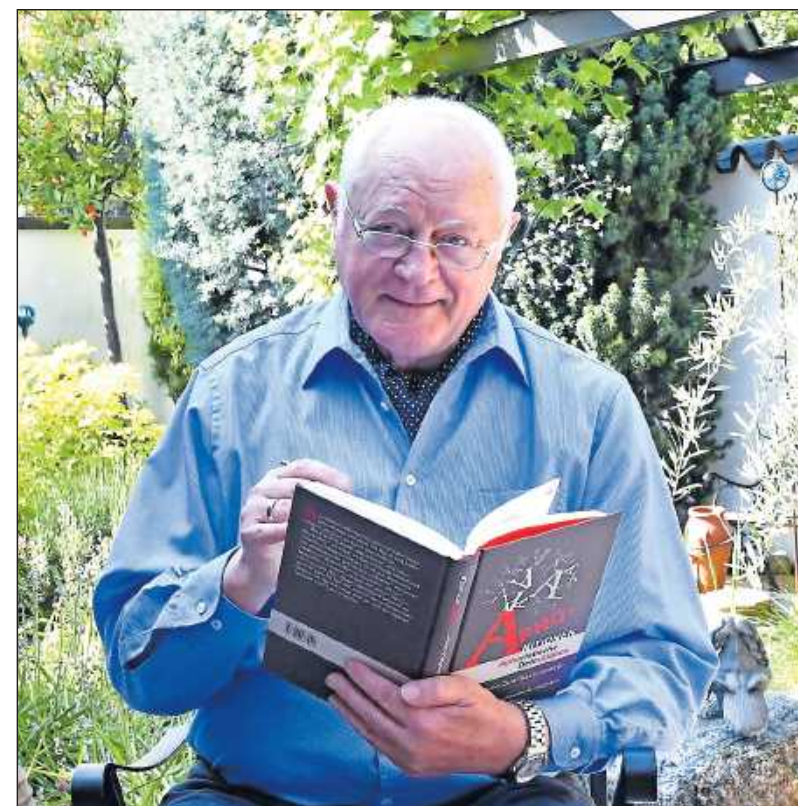
Illustriert wurden diese hellen Geistesblitze, diese Wortsinthesen, von Martina Heitzmann-Schulz. Das wertet das Werk zusätzlich auf. Der Autor hofft, dass das Buch zum kreativen Weiterdenken anregt. Das könnte hinhalten.

Zumindest das mit der Willlust ist jetzt geklärt:

Willlust: Freude am Stricken.

## LESEZEICHEN

Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger: Aphorismen. Aphoristische Definitionen. Königshausen & Neumann, 327 Seiten, 24, 80 Euro.



„Ein guter Anfang braucht Begeisterung, ein gutes Ende Disziplin“: Der 80-jährige Bad Dürkheimer Quadbeck-Seeger ist auch Chemiker und war früher unter anderem Forschungsleiter bei der BASF.

FOTO: FRANCK